

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital
© 2017 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany
ISBN 978-3-596-31912-1

Copyright © by the Estate of Aryeh Sivan
Published by arrangement with
The Institute for the Translation of Hebrew Literature

Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf
www.fischerverlage.de.

Aryeh Sivan

A D O N I S

Roman

Aus dem Hebräischen
von Anne Birkenhauer

S. Fischer

Die Originalausgabe erschien 1992 unter dem Titel
Adonis im Verlag Am Oved, Tel Aviv
Worldwide translation © by the Institute for the
Translation of Hebrew Literature
Copyright for the original work © by Aryeh Sivan

Deutsche Ausgabe
© 1994 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Satz: Dörlemann-Satz, Lemförde
Druck und Bindung: Wilhelm Röck, Weinsberg
Printed in Germany 1994
ISBN 3-10-074415-2

ADONIS

Am 12. Februar 1991 kam ich zum ersten Mal seit Beginn des Golfkriegs wieder nach Tel Aviv. Der Morgenhimmel war etwas bewölkt, aber ich rechnete nicht mit Regen. Ich fuhr durch Ramat Gan und über die Abba Hillel Straße, um zu sehen, wie groß das Ausmaß der Zerstörung war, die die irakische Rakete in der Nähe der Bialikstraße angerichtet hatte. Von dort bog ich in westlicher Richtung ab und fuhr zur Schlomo HaMelech Straße, wo man zwischen Arlosorovstraße und Ben-Gurion Allee normalerweise einen Parkplatz findet. Ich parkte den Wagen, hängte mir die Pappschachtel mit der Gasmasken über die Schulter und ging los. Unterwegs sah ich, daß ich näher an die Dizengoff hätte heranfahren können: In der Autoreihe längs der Allee und in den Nebenstraßen gab es mehrere Lücken.

Es war ein Dienstag, doch ich kam mir vor wie am Schabbatmorgen. Nur wenige Leute waren unterwegs – manche trugen Gasmasken bei sich, andere nicht. Viele Geschäfte hatten geschlossen, und die Dizengoffstraße war, soweit das Auge reichte, fast menschenleer. Die Omnibusse, die jetzt unbehindert nach Süden oder Norden rasen konnten, erinnerten an die werktägige Dizengoff. Aber auch sie waren fast leer, und in manchen saß ganz allein der Fahrer.

Auf der Keren Kajemet Allee – wie sie nun schon seit vielen Jahren heißt – fühlte ich mich plötzlich in die dreißiger Jahre zurückversetzt, als wir in das neugebaute Haus in der Dizengoff 185 zogen. Mein Kindergarten lag am Anfang der Allee, zwei Häuser von der HaJarkonstraße entfernt.

Aus diesem Kindergarten sind mir nur noch die Feste, *Tu bi-Schwat*, *Purim*, *Chanukka* und Erntedank, in Erinnerung, vielleicht, weil sie auf Fotos festgehalten sind, die ich heute noch habe; vielleicht rekonstruiere ich aber auch die Wirklichkeit nach diesen Fotos.

Eins davon zeigt ein Fest, von dem ich nicht weiß, wann es stattfand, es muß aber im Winter gewesen sein, und es ging um die Ernte der Zitrusfrüchte. Auf dem Bild sieht man Orangenbäume aus buntem Krepp-Papier, aus dem man damals Papierketten als Zimmerschmuck bastelte. Zwischen den Papierblättern ragen Kugeln hervor, die Apfelsinen. Die Kinder im Vordergrund haben lange Stoffröhren aufgesetzt, an deren Ende eine Art Kamelkopf steckt – sie stellen die Kamele dar, die die Apfelsinen von den Plantagen zum Hafen tragen.

Das Foto ist bräunlich-grau, doch ich erinnere mich an die wirklichen Farben der Szene: das Grün des papierenen Laubs, das Orange der Apfelsinenkugeln. Ich weiß auch noch, daß ich ein Baum sein sollte und darum kämpfte, Kamel zu sein. Wie der Kampf ausging, weiß ich allerdings nicht mehr, und warum ich Kamel und nicht Baum sein wollte, kann ich nur ahnen.

Ein anderes Bild stammt von einer *Purim*-Feier. Die Kindergartenkinder drängen sich in zwei Reihen, eine stehend, die andere sitzend. Ich stehe in der oberen Reihe und habe einen spitzen Clownshut auf dem Kopf. Von dieser Feier ist mir nur noch in Erinnerung, daß ich mich hartnäckig gegen das Ansinnen der Kindergärtnerin und ihrer Helferin wehrte, mich zu verkleiden. Schon als Kind verkleidete ich mich nicht gern und auch später nicht – bis ich meinem ersten Gedichtband den Titel *Vierzig Gesichter* gab.

Ab Mitte des Zweiten Weltkriegs lief ich in den großen Ferien täglich diese Allee entlang – von unserem Haus zum Meer. Damals wurden auf dem Stück zwischen Dizengoff und Ben Jehuda Straße schon die ersten hohen Gebäude gebaut, doch westlich davon standen noch die niedrigen Häuser des Arbeiterviertels. Zwischen den Tamarisken gingen Mütter mit ihren kleinen Kindern spazieren, und auf den Bänken saßen alte Leute. Die Arbeitslosen, die vor dem Krieg hier gesessen hatten, waren jetzt anderswo: Wer nicht zur britischen Armee eingezogen worden war, hatte Arbeit in den Fabriken gefunden, die damals errichtet

wurden, um die Königliche Armee mit allem Nötigen zu versorgen. Mindestens einmal stand Paula Ben-Gurion am Fenster ihrer Wohnung und rief mich, als ich vorbeiging, zu sich, gab mir eine Zwei-Piaster-Münze und schickte mich in den nahe gelegenen Schreibwarenladen, um ein dickes Heft zu kaufen.

Beim Gerippe des *Ma'apilim*-Bootes bog ich jedesmal links ab – zu den Duschen und zum *Tir*; das war die große Baracke, deren Besitzer uns Kinder ab und zu ohne Bezahlung einließ und uns erlaubte, mit winzigen Eisenkugeln auf eine der Scheiben zu schießen. Vor dem Bademeister-Häuschen watete ich ins Meer und schwamm weit hinaus. Ich drehte mich um, ließ mich eine Weile auf dem Rücken treiben und schwamm dann zum Strand zurück, wobei ich versuchte, auf den Wellen zu reiten.

Nach Hause nahm ich genau denselben Weg, nur daß ich, wenn meinen nackten Füßen der Boden zu heiß wurde, bei den Tamarisken hin und wieder von Schatten zu Schatten hüpfte. Gegen halb zwei war ich dann am Kiosk von Herschele, an der Ecke Dizengoffstraße, nicht um etwas zu kaufen, sondern um im Radio, das da stand, die Nachrichten zu hören – den Kriegsverlauf, wie er sich in der »Stimme Jerusalems« offiziell darstellte.

Wir hatten damals kein Rundfunkgerät zu Hause. Das wurde erst später angeschafft, als sich das Ende des Krieges bereits abzeichnete. Da konnte ich schon Englisch, das ich vor allem durch meine Agatha-Christie-Lektüre gelernt hatte, und so hörte ich BBC. Meine Eltern, die Russisch verstanden, hörten jeden Abend Radio Moskwa. Bei den Namen der Städte, die bei den Gegenangriffen der Roten Armee fielen, wurde gejubelt. »Mit den Genossen ist nicht zu spaßen«, sagte mein Vater einmal, »Stalin hat zwar Millionen umgebracht, aber sie haben die Welt gerettet. Hitler wollte den Kaukasus erobern und dort eine Armee zur Unterwerfung des Nahen Ostens aufstellen. Für uns war Stalin-grad die Rettung.«

In all den Jahren – den Dreißigern und Vierzigern – hatte Tel Aviv nie so leer auf mich gewirkt wie heute. Nun sah ich zum ersten

Mal, daß die Tamarisken in der Allee kahl und niedrig waren, und zwischen ihnen eine Reihe ganz anderer Bäume stand; und auch, daß es jetzt außer dem Haus von Ben-Gurion nur noch ein weiteres, ein rosa verputztes gab, das einstöckig war.

Nicht weit vom Atarim-Platz, der noch lebloser erschien als seinerzeit der moslemische Friedhof, fand ich auf dem Gehweg einen offenen Koffer liegen, aus dem ein dickes Heft mit festem Einband ragte. Konditioniert durch die Warn-Spots über verdächtige Gegenstände, war meine erste Reaktion, mich dem Koffer nicht zu nähern, und einen Moment erwog ich sogar, die Polizei zu rufen. Doch die Neugier war stärker als alle Vorsicht. Ich legte meine Schachtel mit der Gasmaske auf den Gehsteig und bückte mich zu dem Koffer hinunter – einem alten Pappkoffer, dessen Schlösser ramponiert und verrostet waren.

Außer dem Heft fanden sich noch andere Schreib-Utensilien darin: ein ausgetrocknetes Tintenfaß, ein Löschpapier-Roller und ein paar Folio-Lagen Papier, wie es früher von Buchhaltern gebraucht wurde. Die Blätter waren leer und trotz der Jahre nicht vergilbt. Das Heft dagegen war ganz vollgeschrieben.

Ich weiß nicht, ob der weggeworfene Koffer mit dem Ausnahmezustand zusammenhing: Hatte sich jemand einen alten Lagerraum zu einem gasdichten Zimmer umgebaut? Oder hatte jemand vielleicht alle unwichtigen Dinge, die bei einer Bombardierung brennen könnten, aus der Wohnung geworfen? Wenn ich mich recht erinnere, war im Zweiten Weltkrieg durch den Kommandanten des Zivilschutzes angeordnet worden, aus den Wohnungen alle Gegenstände zu entfernen, die einem Feuer Nahrung geben würden, und nachdem Tel Aviv im Sommer 1940 von einer italienischen Fliegerstaffel bombardiert worden war, die, vom Meer kommend, zwischen Mendelestraße und Bograschovstraße Tod und Zerstörung brachte, begannen die Bewohner Tel Avivs, solche Weisungen ernstzunehmen. Vielleicht lebte in einem der Häuser hier noch ein Alteingesessener, den das Donnern der explodierenden Scuds in Angst und Schrecken versetzt und an jene Bombardierung erinnert hatte.

Mein ursprünglicher Plan war gewesen, Richtung Süden die Uferpromenade entlangzugehen und dann über Ben Jehuda und die Dizengoff zurückzulaufen. Doch der Koffer warf meine Pläne um. Ich nahm das Heft, ging zum Wagen zurück und fuhr auf schnellstem Wege nach Hause, nach Ramat HaScharon.

Obwohl die Niederschrift des Heftes Jahrzehnte zurücklag, überflog ich die Zeilen und Seiten mühelos. Wenngleich die Tinte etwas verblaßt war, konnte man die Schrift noch deutlich lesen; es war die Schrift eines Mannes, der noch Schönschrift, wie das früher hieß, gelernt und geübt hatte. Ich habe das Heft so abgetippt, wie es war. Nur die Orthographie habe ich hier und da korrigiert. Zum Schluß: Es bleibt eine Ungewißheit und eine Hoffnung: Ich bin mir nicht sicher, ob dieses Heft den vollständigen Originaltext enthält; und ich hoffe, daß die Leser am Ende begreifen werden, warum ich es für richtig hielt, dieses Manuskript zu veröffentlichen.

Am fünften Tag des nächsten Jahres, 1931, möge es uns nur Gutes bringen, wird die jüdische Bevölkerung in Erez Israel ihre Vertreter zur Abgeordnetenversammlung wählen. Die Zahl der Wahlberechtigten beträgt 89 656, und ich bin einer von ihnen.

Ich weiß nicht, welcher Liste ich meine Stimme geben soll.

Nicht, weil die Bauernvereinigung, der ein Großteil meiner Familie angehört, beschlossen hat, die Wahlen zu boykottieren. Mir gehört schon seit Jahren nichts mehr vom Grundbesitz meiner Familie im Wadi Chanin, das heißt in Nes Ziona; und politisch stand ich immer der *Achdut HaAvodah* nahe. Wären da nicht die Dinge, die mir vor etwa einem halben Jahr passiert sind, ich hätte meine Stimme und Unterstützung zweifellos und aus voller Überzeugung der neuen Vereinigten Arbeiterpartei MAPAI gegeben.

Doch was mir widerfahren ist, hat mir einen tiefen Einblick ins schmutzige Innere unserer Politik gewährt. Jemand hatte versucht, *to manipulate me*, wie die Engländer sagen; und das Gefühl der Beleidigung und der Zorn, der mich packte, als ich das erkannte, sind noch immer nicht von mir gewichen.

Die Dinge, die ich auf den nächsten Seiten beschreiben werde, habe ich keinem Menschen erzählt, und selbst die Beteiligten kennen nicht die ganze Geschichte. Wie das alles, oder auch nur ein Teil davon, den Revisionisten zu Ohren gekommen ist, weiß ich nicht. Vielleicht wissen sie auch gar nichts davon, und ihr Versuch, mich für sich zu gewinnen, hat möglicherweise überhaupt nichts mit dieser Sache zu tun.

Selbstverständlich wies ich sie ab: Ihre vulgären und ungerechten Angriffe auf Weizmann ärgerten nicht nur mich, sondern auch meinen ehrwürdigen Freund, Chaim Nachman Bialik: Unser Nationaldichter achtete Jabotinsky als Denker, auch wenn er seinen politischen Weg für einen Irrweg hielt. Im

Sommer vor seiner Reise nach Europa, wo er erneut sein Nierenleiden behandeln lassen wollte, hatte er mir seine ganze Verbitterung darüber ausgeschüttet. Wir waren in der Dämmerung am Strand spazierengegangen, und während Bialik die Augen auf die Sonne gerichtet hielt, die über dem ruhigen Mittelmeer unterging, lag auf seinem Gesicht und in seiner Stimme ein Ausdruck der Bedrängnis. Bedrängnis, die er jedoch nicht mit seinen Leibschmerzen in Zusammenhang brachte, sondern mit dem Leid, das Jabotinsky ihm zugefügt hatte, als er seine *Lieder des Zornes* ins Russische übertrug.

»Ein Demagoge ist das«, schimpfte er aus tiefstem Herzen, »und jetzt wiegelt er auch noch unsere religiöse Obrigkeit auf, Weizmann mit koscherem Messer zu schlachten! Sie kennen ja die höhere britische Beamtenschaft, Herr Ben-Chorin. Sie wissen doch so gut wie ich, daß ihre ganzen feindseligen Dekrete nichts mit Weizmann zu tun haben. Haben die Revisionisten vergessen, daß wir ihm die *Balfour Declaration* zu verdanken haben? Ist das ihr Dank dafür?«

Fast hätte ich entgegnet, es sei sicher nicht Weizmanns Schuld gewesen, daß gleich nach dem Krieg, als die Tore des Landes weit offen standen, nicht eine Million oder wenigstens eine halbe Million Juden eingewandert seien. Ich sah, wie Bialik sich vor Schmerzen auf die Lippe biß und erinnerte mich im letzten Moment, daß auch unser Nationaldichter erst Mitte des letzten Jahrzehnts ins Gelobte Land gekommen war.

Wenn ich ein Sepharde wäre, würde ich meine Stimme vielleicht der sephardischen Arbeiterliste geben, und das nicht nur, weil mir zu Ohren gekommen ist, daß meine Freundin Miriam dort ihre Erfüllung gefunden hat. Doch die Führer des *Jischuw* hatten, wie jeder weiß, im Einvernehmen mit dem britischen Hochkommissar festgelegt, daß jeder Jude nur innerhalb seiner eigenen ethnischen Gruppe wählen durfte – als Aschkenase die Aschkenasen, als Sepharde die Sepharden und als Jemenite die Jemeniten.

Ich verhehle nicht, daß ich mich nach Miriam sehne – nach der Wärme ihres Körpers und nach der Einfalt ihrer Seele. Seit dem Frühjahr konnte ich sie nicht mehr sehen, weil ich fürchte, ihr in gewisser Weise dasselbe angetan zu haben, wie N. und seine Hintermänner mir. Aber vielleicht täusche ich mich. Möge das Schreiben der folgenden Zeilen mir auch in diesem schmerzhaften, quälenden Punkt Klarheit verschaffen.

Anfang März 1930 stand ich vor der Tür meiner Wohnung, die ich an der Ecke Trumpeldorstraße und Hajarkonstraße gemietet hatte, und betrachtete das einfache, mit vier Schrauben befestigte Schild: »Avner Ben-Chorin – Detektiv und Erkunder«.

Die Formulierung stammte von Chaim Nachman Bialik, unserem Nationaldichter. Im letzten Sommer, kurz vor den arabischen Unruhen, als ich noch auf der Wache gegenüber seinem Haus als Polizeioffizier Dienst tat, war eine enge Beziehung zwischen uns entstanden. Das kam so: Eines Morgens trat Bialik mit betrübter Miene in die Wachstube. Er zog den Hut, wischte sich den Schweiß von der Stirn und erzählte traurig, sein geliebter Hund Kappi sei verschwunden. Er suche nun schon ein paar Stunden nach ihm, aber vergebens.

»Das lassen Sie unsere Sorge sein, Herr Bialik«, sagte ich. »Seien Sie versichert, wir finden den Hund bestimmt – *alla raafi*, wie unsere arabischen Vettern zu sagen pflegen.« Und tatsächlich, binnen einer halben Stunde stand ich mit Kappi vor Bialiks Tür. Der Dichter strahlte. Er dankte mir mit warmen Worten und lud mich auf ein Glas Tee ein. »Wenn Kappi etwas zugestoßen wäre, hätte ich mir das nie verziehen«, sagte er. »Wie hätte ich dem Kind noch in die Augen schauen können, wo Kappi sein ein und alles ist!« Hätte einer der Marktleute Kappi zurückgebracht, würde er vielleicht darauf gehofft haben, daß ihm der Dichter ein paar Zeilen des Dankes kritzelte oder gar ein Gedicht über die Erleichterung und Freude seines Herzens schrieb. Aber ich verkehre mit Schriftstellern und Dichtern, und mir wäre es natürlich nie in den Sinn gekommen, ihn um so etwas zu bitten.

Wir setzten uns an den großen Tisch. Seine Frau, Manja, brachte Tee und mürbes Gebäck und fragte nach meiner Le-